

Ein vergessener Dichter.

Von Max Morold.

Keine Regel ohne Ausnahme. Wenn ein deutscher Dichter, dem eine gewisse vollstümliche Wirkung innewohnt, nur immerhin so weit zur Geltung gekommen ist, daß er von der Literaturgeschichte mit Ehren gekannt und genannt wird, so braucht ihm um seinen späten Nachruhm nicht bange zu sein. Dreißig Jahre nach seinem Tode erscheinen seine „frei“ gewordenen Werke bei Hesse und Reclam und in anderen wohlfeilen Ausgaben und nun liest sie jeder Gymnasiast heimlich während des Unterrichtes, jedes Kontorfräulein offen in der Arbeitspause und sogar der Reiche, der fürs Haus nur schön gebundene Bücher mit großem Druck auf starkem Papier zu kaufen pflegt, bevorzugt im Eisenbahnwagen und draußen im Grünen diesen bequem in die Tasche zu steckenden, handsamen Lesestoff.

Noch nie aber ist es den deutschen Dichtern, die vor dreißig oder mehr Jahren verstorben sind, so gut gegangen wie heutzutage, in der Zeit der Denkmalspflege — der Ausgrabungen und Restaurierungen. Namen, die längst verflungen sind, kommen zu neuen Ehren, wobei es den Verlegern gar nicht schwer fällt, auch neue „Klassiker“ zu erfinden; und Werke, deren Ruhm nur deshalb zu verblässen begann, weil sie eben schon zu berühmt und bekannt waren, stehen auf einmal im hellsten Glanze da, in der prächtigsten, hochmodernen oder geflissentlich altertümlichen Ausstattung, versehen mit Einleitungen, Anmerkungen, Nachträgen, Beigaben und Registern, die dem Fleiß und dem Scharfsinn der Gelehrten das allerbeste Zeugnis ausstellen, geschmückt mit Bildern von den beliebtesten Modekünstlern oder aus den ältesten, unbekanntesten illustrierten Ausgaben; so daß Bücher teuer gekauft, mit Begeisterung gelesen und in den Himmel erhoben werden, an die noch gestern kein Mensch gedacht hat, entweder weil sie wirklich niemand kannte oder weil sie jeder schon in seiner Jugend gelesen hatte und damit für abgetan hielt. Und dieser Auferstehungsrummel geht in einer Zeit vor sich, in der doch wahrlich genug neue Bücher aller und jeder Art geschrieben, gedruckt, gekauft, gelesen

und übertrieben gelobt werden, in der einem um das vortreffliche Alte in unserm deutschen Schrifttum ernstlich bange werden müßte, wenn man nicht sähe, wie es gerade durch diese Buchfreudigkeit der Gegenwart, durch die Huld der Verleger, der Zeitungen, der Kunst und des Kunstgewerbes, der Germanisten, Philologen und Bibliophilen „im Grabe lebt“ und eine neue Zukunft gewinnt. Es ist eine Lust zu leben! mögen die vielen Lebenden ausrufen, die dem modernen Bücherwesen so viel zu verdanken haben; aber nicht wenige Schriftsteller von hohen Jahren sagen auch: es ist eine Lust, gestorben zu sein! und drehen sich vergnügt ein paarmal im Grabe herum, bis sie wieder daliegen wie früher, indes frische Blumen auf ihrem Lager sprießen.

Doch keine Regel ohne Ausnahme. Wer weiß etwas von Leopold Schefer?

Mir sind tatsächlich sehr gebildete und belesene Männer, selbst Literaten von Fach und Beruf begegnet, welche nichts von ihm wußten. Und diese Tatsache findet ihre Ergänzung und Bekräftigung darin, daß auch die Mehrzahl der gebräuchlichen und empfehlenswerten Literaturgeschichtsbücher ihn entweder gar nicht oder doch nur flüchtig und geringschätzig erwähnt. Wonach diejenigen Recht behielten, die der Meinung sind, daß die Literaturgeschichte, statt zu lehren und zu führen, nur solchen „Größen“ Beachtung schenkt, die von der Welt als solche gepriesen werden, und daß sie zwar manchen Dichter sehr grob tadelt, den die Leser vergöttern, aber keinen überschwenglich lobt, der nicht einen klingenden Namen hat; daß sie folglich mehr eine Geschichte des Lesens als der Literatur und, wenn sie sich mit den Lesern auseinandersetzt, mehr Journalistik als Wissenschaft sei.

Der Fall Schefer ist damit freilich nicht ausreichend geklärt. Denn dieser Dichter war einmal sehr berühmt und die Literaturgeschichte pflegt zu konservieren. Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich, daß meine Mutter, wenn sie mit mir zur Kirche ging, statt eines Gebetbuches das in Goldschnitt gebundene „Laienbrevier“ von Schefer mitnahm, aus dem sie die reinste Andacht schöpfte. So war es bei vielen, wie Heinrich Laube bezeugt, der dem Dichter persönlich nahe kam und von ihm in seinen Lebenserinnerungen berichtet; bei „all den besseren Menschen, welche ihr Verhältnis zu Gott nicht befriedigt finden in enger Dogmatik, welche eine freie Erbauung suchen für ihren Geist“. Das „Laienbrevier“ erschien 1834 und war bis etwa zu Beginn der achtziger Jahre, also durch ein halbes Jahrhundert, in zahlreichen Auflagen verbreitet, eines der meistgelesenen Bücher. „Umsonst warnte die Geistlichkeit vor Schefers pantheistischen Neigungen, auch fromme Leser befreundeten sich damit, daß man Gott nicht zu verlieren brauchte, wenn man ihn auch überall fände.“

Wie wenig kirchlich-fromm Schefer gewesen ist, das erkennt man aus dem auch dichterisch seltsamen Umstande, daß die für die einzelnen Tage des Jahres bestimmten 366 Sprüche und Sedenblätter des „Laienbreviers“ gar keinen Bezug auf die bedeutungsvollen kirchlichen Feste nehmen. Dieser Umstand ist ein äußeres Kennzeichen jener sehr tiefen, unkirchlichen Frömmigkeit, die den Inhalt des Buches — wie auch den der nachfolgenden verwandten Bücher: „Digilien“, „Der Weltpriester“, „Hausreden“ — zu dem Schönsten und Erbaulichsten macht, was im Gebiete der Spruchweisheit und lehrhaften Dichtung bei uns anzutreffen ist. Schefer war Pantheist und Fatalist und durch beides der größte Optimist, den die Weltliteratur aufweist. Gott ist überall und alles ist göttlich und darum ist alles gut, alles geschieht zur rechten Zeit, alles gedeiht zum wahren Glück des Menschen — auch das Unglück und der Schmerz. Denn nur der Mensch kennt das wahre Leid und leiden-können ist echt menschlich, Mensch-sein aber ist — göttlich. In diesen, wenn man will, engen, doch erhabenen Gedankenkreis zieht Schefer, betrachtend und deutend, erklärend und verklärend, das ganze Leben und die ganze Schöpfung hinein, mit einer Vielfältigkeit und Unermüdllichkeit, die nur ein umfassender Geist, nur ein allumfassendes Herz vermag und die ihm die herrlichsten Naturschilderungen, die wunderbarsten Seelenmalereien, die unuergeßlichsten Trosteworte, wirkliche Offenbarungen der Liebe eingibt, in schlichten, ungereimten jambischen Versen, die oft von einziger sprachlicher Schönheit sind, oft allerdings zu wenig geformt und gefeilt, wie von der ersten raschen Niederschrift unbeachtet stehen geblieben und dann nicht immer leicht verständlich. Zu dem Strom der Güte und Liebe, der sich fortwährend aus seinem Gemüte ergoß, um die Welt zu durchfluten, gehört auch die Leichtigkeit und Unbekümmertheit, mit der er schrieb und das Geschriebene gleich einer sprudelnden Rede in die Welt sandte, so daß seinen Versen alle Unmittelbarkeit und überzeugende Kraft, aber auch das manchmal nur Improvisierte, Ungleiche, bald zu knappe, bald zu Breite, bald zu prophetisch Dunkle und bald zu gewöhnlich Redselige der gesprochenen Rede anhaftet und daß — vom Standpunkte der formalen Ästhetik gesehen — manches ungelent und schwerfällig herauskommt, was doch nur jener Leichtigkeit des Schaffens entspricht, jener natürlichen Beredsamkeit und jenem unhemmbaren Mitteilungsbedürfnis, die ihn nie bei einer „schweren“ Stelle nachdenklich Halt machen ließen.

Daselbe gilt, unter geänderten Voraussetzungen, von seinen übrigen Gedichten. Da erfreut nicht selten auch der Reim, noch häufiger aber eine trotz der Reimlosigkeit sehr wirksame, anmutig geschlossene Form bei freier Rhyth-

mit und in ihr der poetische „Witz“, die aus Geist und Empfindung geborene, zielsichere, schlagkräftige, vollstümlich wirkende „Pointe“. So namentlich in den kostbaren Zyklen „Hafis in Hellas“ und „Koran der Liebe nebst kleiner Sunna“. Die Titel der Sammlungen verraten den Inhalt: die Anwendung des pantheistischen Lebensglaubens auf die „rein irdischen“ Freuden, die Wendung vom All zum Ich, das in den Spielen und Kämpfen des Eros sich am stärksten fühlt und doch wieder am willigsten an ein außer ihm Stehendes und über ihm Waltendes wie berauscht sich hingibt, die Verherrlichung des Genusses und die ehrfürchtige Bejahung des Göttlichen in „Wein, Weib und Gesang“, so daß der zag- und fluglos sich auf der frohen Stunde Schaukelnde zugleich fromm und weise erscheint. Ein unvergleichliches Gemisch antiker und morgenländischer Weltanschauung — Hafis in Hellas. Rückert hat Ähnliches ausgesprochen, viel wortreicher und formgewandter, aber kälter und verstandesmäßiger. Goethe hat solche Töne angeschlagen, die hier erst zur Symphonie wurden. Und jeder denkende Leser spürt und weiß, daß diese Art, zu fühlen, zu schauen und zu lehren, im Grunde weder griechisch noch orientalisches, sondern urdeutsch ist und schon einst in den deutschen Mystikern Ereignis ward. Das Deutsche aber in seiner einfachsten, vollstümlichsten Prägung — auch das fehlt der Scheferschen Lyrik nicht. Manche seiner kurzen, rhythmisch lebhaften, nach Musik verlangenden Jugendgedichte lassen sich nur mit Goethe und mit dem Volksliede vergleichen; oder etwa mit Moerike, von dem Avenarius so treffend sagt, daß „sein Dichtermund in Träumen Sehantes wachküßt“, daß er „aus der dunkeln, warmen Fülle des un- und unterbewußten Erlebens mit dem ‚befreienden‘ Worte schöpft“ und schafft. Nur daß bei Schefers damit noch nicht alles gesagt ist; daß bei diesem auch das klar bewußte Sinnen und Gestalten, das Nachsinnen über den Traum, das Nachschaffen des geheimen Erlebnisses, oder — anders ausgedrückt — die „Reflexion“ eine große Rolle spielt. Er ist ein universeller Lyriker und er wäre der Unsterblichsten einer, wenn nicht auch in seinen Liedern, Balladen, Romanzen, Oden, Hymnen und Elegien, so wie im „Laienbrevier“, nur allzu häufig eine befremdende Nachlässigkeit der Form, ein gewisser — Dilettantismus störend einwirkte. Seine allzeit getreue, erstaunlich fruchtbare Muse war durch keine strenge Schule gegangen.

Das Bild des Lyrikers wird vervollständigt durch die Scheferschen Kompositionen. Zu jenen Liedern, die nach Musik verlangen, hat er selbst auch Töne gesetzt, außerdem sind Klavierwerke, Chorwerke, ja zwölf Symphonien von ihm vorhanden, das heißt: sie sind nicht vorhanden, kein Mensch kennt

sie und nirgends sind sie erhältlich, aber ein so kundiger und gerechter Richter wie Robert Schumann hat Glucksche, Mozartsche, Beethovensche Züge in diesen — technisch einwandfreien — musikalischen Werken entdeckt.

So reich nun eine solche Tätigkeit ist, sie stellt doch kaum die Hälfte des Scheferschen Lebenswerkes vor. Der Pantheist, Fatalist, Quidist mit seinem schrankenlosen Optimismus, der alles gut findet und sich über das Böse nicht erzürnen kann, der Mystiker und Romantiker mit den fessellosen Ergüssen ganz persönlicher Herzenslyrik war — merkwürdig genug — auch ein großer Erzähler. Richtiger: ein Erzähler von Größe; von einer Erfindungsgabe und Darstellungskraft, die ihn in die vorderste Reihe deutscher Erzähler rückt; und dem doch die letzte Vollendung, das „Klassische“ noch merkbarer abgeht als dem Lyriker. Wenn der Optimist Scherer den echt Scheferschen Gedanken ausdrückt, es sei doch wunderschön und ein Beweis der Güte im All, daß das Feuer zum Löschen leuchtet, so verrät sich in dieser Betrachtungsweise auch eine außerordentlich rege, nie rastende Phantasie, die sich beispielsweise die Vorstellung eines verheerenden Elementes vergegenwärtigt hat, das so arg wütet wie das Feuer, aber sein Werk in der Finsternis vollbringt. Solche Vorstellungen des Unwirklichen, kaum Ausdenkbaren stehen oft wie Traumvisionen vor der Seele des Dichters, die aber — aus innerstem Drange — ganz an die „gotterfüllte“ Wirklichkeit hingegeben ist. Beides zusammen — der Realismus des Gefühls, wenn man so sagen darf, und der phantastische Geist — befähigt den Dichter, einerseits die unglaublichsten Vorgänge und Schicksale mit derselben Anschaulichkeit zu erzählen, mit derselben psychologischen Genauigkeit zu zergliedern wie ein eigenes Erlebnis, andererseits aber das Erlebte, unmittelbar Geschaute durch die visionäre Kraft der Darstellung in das Reich der Phantasie zu erheben. Beides zusammen ergibt eine hinreißende Erzählungskunst, die in den großartigen Naturschilderungen ihren Gipfel erreicht. Bei Scherer wird die Natur zum mithandelnden, das Menschenschicksal bestimmenden Wesen, wie etwa bei Adalbert Stifter. Doch es ist nicht der deutsche Wald, nicht die deutsche Heide, es sind die fernsten Länder und die fremdesten Gegenden, wohin uns der nicht bloß phantasiebegabte, sondern auch selber weitgereiste Mann zu unserm Staunen und Entzücken geleitet. Und wie in die räumliche, so führt er uns in die zeitliche Ferne: Italien, Griechenland, der Orient, Asien und Amerika geben oft den Hintergrund und die Begebenheiten, die sich davor abspielen, sind häufig der Geschichte entnommen, bis zurück ins frühe Mittelalter. Das Rüstzeug der Romantik fehlt nicht: Gift und Dolch, Scheintod, Kindesraub und Kinderverwechslung, Häfcher und

Banditen, unterirdische Gemölbe, Scheimbünde u. dgl. mehr. Aber diese Dinge wirken nie kindisch. Weil sie der Dichter so ernst nimmt. Weil er sie so begreiflich macht. Weil er beispielsweise in der spanischen Novelle „Dia“ oder in der sizilianischen mit dem abscheulich herausfordernden Titel „Das vergiftete Testament oder der erlogene Sohn“ geradezu an Friedrich Halm, ja an Heinrich v. Kleist gemahnt, die auch gern die Nachtseite der menschlichen Natur durchleuchteten, die unheilvollsten Triebe, die entsetzlichsten Taten enthüllten und dabei etwas Allgemein-Sültiges über den Menschen aussagten. Wogegen freilich die Kühle und Glätte, mit der ein Halm das Schauerlichste berichtet, die Ruhe und Klarheit, mit der ein Kleist das Eräßlichste wahr, das Erschütterndste menschlich erscheinen läßt, kurz: die epische Nüchternheit bei Schefer mit der lyrischen Schwärmerei in Zwiespalt gerät, so daß das Kunstwerk nicht immer unversehrt bleibt. Schefer will uns stets ein tiefes Problem zeigen. Aber er beschränkt sich nicht darauf, es durch die Handlung und die Charaktere hervortreten zu lassen. Er kann nicht umhin, den Gegenstand nach allen Seiten zu wenden, in allen Lichtern und Farben seiner heißen Empfindung, seines blendenden Witzes schimmern und funkeln zu lassen. Er schmückt den erzählenden Bericht mit wahren Perlenketten sinnigster Betrachtung, mit wahren Goldkronen glänzender Beschreibung und legt diese Ausrufe und Vergleiche, diese Erläuterungen und Erinnerungen und die eingestreuten Gedichte verschiedenen Personen mit dem gleichen Scheferschen Überschwang in den Mund, wodurch die Charakterzeichnung verwischt, der Gang der Handlung gehemmt oder unterbrochen, ja manchmal willkürlich verbogen wird und es hie und da den Anschein gewinnt, als arbeite er nicht nach einem festen Plane, sondern lasse sich auch im Aufbau des Stoffes durch seine jetzt erhabenen, dann bloß wunderlichen plötzlichen Einfälle bestimmen. Die abenteuerlichen Geschehnisse und die Schauerromantik, die er bevorzugt, verlieren dadurch — manchmal — die innere Notwendigkeit und er tritt von Kleist weg an die Seite Arnims und Brentanos mit ihren närrischen Erfindungen und tollen Eingebungen. Er ist also sehr ungleich. Etwas so Verworrenes, Unglaubwürdiges und sogar Unverständliches wie beispielsweise die „Lebensversicherung“ wird man heute nicht mehr lesen wollen. Dafür sind „Künstler-ehe“ (die Ehe Albrecht Dürers), „Die Osternacht“, „Söttliche Komödie in Rom“ (das Geschick Stordano Brunos), „Eine Weihnachtsfeier in Rom“ (mit der Shakespearisch gezeichneten Gestalt Gregors VII.), „Die Düvecke oder die Leiden einer Königin“, „Der Waldbrand“, „Die Deportierten“, „Der Zwerg“, „Palmerio“ u. a. — von einigen Schrullen und Sonderbarkeiten ab-

gesehen — im ganzen meisterlich zu nennen. Auch wo er nicht durchaus künstlerisch befriedigt, gibt er im einzelnen das Klügste und Weiseste, das Rührendste und Ergreifendste, was je über Liebe und Ehe, Eltern und Kinder, Künstlertum und Weltleben gesagt worden ist, ein „Brevier“ in Prosa, vor allem für Liebende, als der genialste Kenner des weiblichen Herzens und als echter Humorist, der nicht zwischen Übermut und Empfindsamkeit hin und her pendelt, sondern wirklich das berühmte Lächeln unter Tränen hat und im muntersten Lachen einen heiligen Ernst bewahrt. Man kann ihn mit Jean Paul und mit Wilhelm Raabe vergleichen, muß aber zugeben, daß er jenem als Künstler und Erzähler, diesem als Dichter und Schilderer überlegen ist.

Schefer hat mindestens dreiundsiebzig Novellen und kleine Romane geschrieben. Mindestens; denn die Zählung kann eine verschiedene sein, da er das eine Mal mehrere Geschichten durch eine Rahmenerzählung verbunden, das andere Mal sie in ein größeres Ganzes eingefügt hat. Von diesen mindestens dreiundsiebzig Erzählungen sollte jeder gebildete Deutsche mindestens ein Duzend kennen.

Schefer lebte von 1784 bis 1862, ist also schon lange genug tot, um ruhmvoll aufzuerstehen. Das „Laienbrevier“ wurde in Reclams Universalbibliothek aufgenommen, braucht also nicht erst einen Sargdeckel zu sprengen. Seine übrige Lyrik und seine Novellen erheischen dringend eine — sorgsam gewählte — Neuauflage, die gerade nicht so umfangreich sein mußte wie die Auswahl in zwölf Bänden, die er selbst 1845, dann 1857 besorgte, wohl aber manches zu enthalten hätte, was erst nach dieser Auswahl erschienen ist. Ein Klassiker, ein Vollendeter und in allem Vorbildlicher war Schefer nicht. Das wurde in diesen kurzen Worten, die keine erschöpfende Darstellung seines Wesens geben konnten, deutlich ausgesprochen. Doch die „Klassiker“ der Buchhändler sind etwas anderes. Wenn Moerike und die Droste, Otto Ludwig und Friedrich Hebbel, denen kaum je ein ungetrübt reines Kunstwerk gelangen, wenn der ehrsam-tüchtige Hermann Kurz und der heute nur langweilige Freiherr von Sauty jenen Ehrentitel im Buchhandel führen, so gebührt er ohne Widerrede dem „göttlichen“ Leopold Schefer und es ist eine Ehrenpflicht der deutschen Verlagshäuser, diesen deutschen Dichter wiederzuerwecken und lebendig zu erhalten im deutschen Volke und für die deutsche Jugend der kommenden Geschlechter.

* * *

Von Schefer ist außer dem „Laienbrevier“ nur ein Nachlaßwerk mühe-los erhältlich: „Für Haus und Herz, letzte Klänge“, herausgegeben von Rudolf

Gottschall (Leipzig, Keil, 1867). Ein zweites Nachlaßwerk: „Buch des Lebens und der Liebe“, herausgegeben von Alfred Moschkan (Leipzig, Gebr. Senf, 1877), ist nur noch antiquarisch aufzutreiben; ebenso: „Kleine Romane“ (Bunzlau, Appun, 1836), „Hafis in Hellas“ (Hamburg, Hoffmann & Kampe, 1853), „Koran der Liebe“ (ebendort, 1855) und Ausgewählte Werke, neue Ausgabe (Berlin, Veit & Co., 1857). Dieser Auswahl wie auch der im selben Verlage erschienenen Einzelausgabe des „Laienbrevieres“ ist eine Abhandlung „Leopold Schefers Leben und Werke“ (mit Bildnis) von W. v. Lüdemann beigegeben. Eine Monographie über Schefeser von Emil Brenning ist 1889 bei Rühle & Schlenker in Bremen erschienen.

